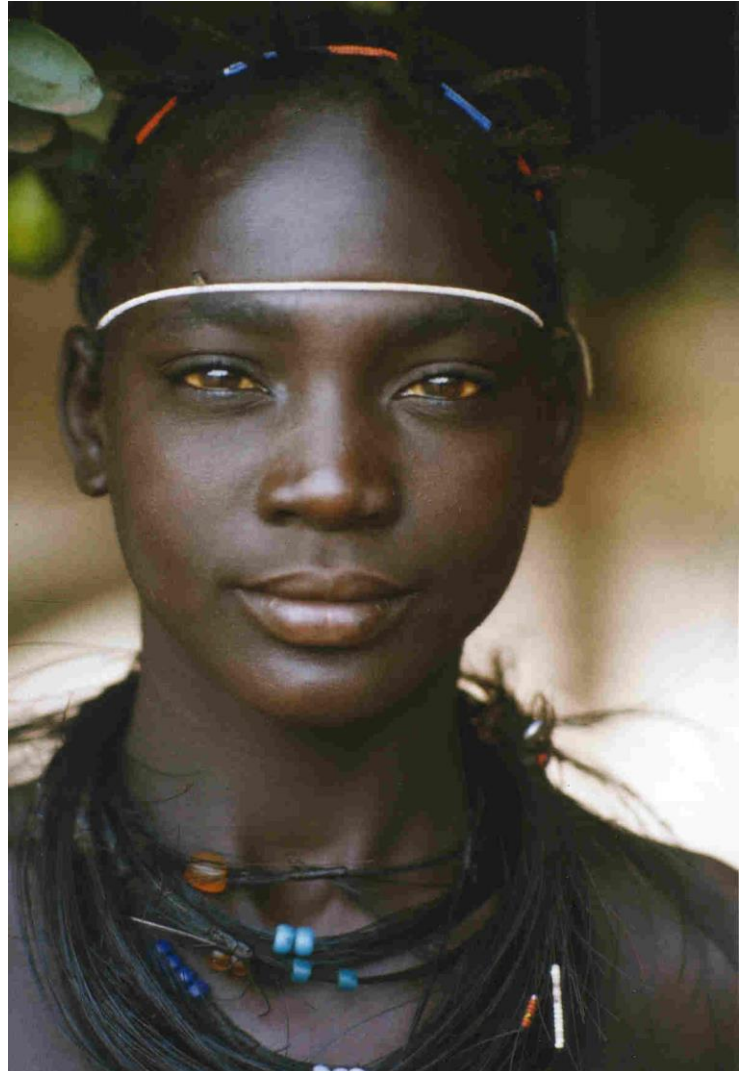


# Die andern - das grosse Rätsel

von Conradin Perner

Mitte Juli vergangenen Jahres erlangte der Südsudan die Unabhängigkeit. Ein halbes Jahrhundert Unterdrückung, Erniedrigung und Krieg fand damit endlich ein Ende; eine Zeit voller Hoffnung auf ein menschenwürdiges Dasein und eine friedliche Entwicklung nahm ihren Anfang. Die grosse Mehrzahl der hundert verschiedenen Stämme des Südsudans bestehen aus Menschen, die in der Ethnologie als "Niloten" bekannt sind. Sie kennen kein Wort für "Danke", weil, wie sie meinen, der Gebende doch froh sein sollte, in der Lage zu sein, geben zu dürfen... Überdies würde ein "Danke" das Ende einer moralischen Schuld und der gegenseitigen Beziehung bedeuten; statt "Danke sagen" würden sie die erbrachte Hilfeleistung für immer im Herzen tragen und auf eine Gelegenheit warten, ihrerseits etwas Gutes tun zu dürfen: Hilfe braucht ja jeder irgendwann. Immer wieder durfte ich erfahren, dass diese Einstellung nicht nur auf leeren Worten beruht, - zuletzt nun auch an der Unabhängigkeitsfeier, anlässlich welcher mir der Präsident des Neuen Staates im Namen der Südsudanesen als "Danke" die



Ehrenstaatsbürgerschaft verlieh (*Davoser Revue*, 2011,4,49). Weshalb diese überraschende Ehre, als Dank wofür? Die *Davoser Revue* hat mich gebeten zu erzählen, wie es mir gelingen konnte, ein derart starkes Vertrauensverhältnis zu diesen verschlossenen, stolzen und als unnahbar geltenden Menschen herzustellen.

## Südsudanesen in Davos

Was aber haben Südsudanesen mit Davos zu tun? Auf der Suche nach einer möglichen Verbindung habe ich mich an ein wahrhaft historisches Bild erinnert, welches vor einigen Jahren in Davos entstanden ist; es zeigt nebst den Bewohnern des Haus Perner verschiedene Persönlichkeiten aus dem Südsudan, so den jetzigen Justizminister *John Luk Jok*, den 2.24 m grossen, kriegsgeschädigten Erziehungsminister Dr. *Adwok Nyaba*, den im letzten November verstorbenen König der Anyuak, *Adongo Agada* und die auch in Davos bekannte Friedensaktivistin *Amer Ajok*. Andere Bilder aus

Davos würden den Regierungschef des Südsudans, Dr. *Riek Machar*, am Grabe meiner Mutter, einige Generäle im September-Schnee auf dem Jakobshorn, oder die wegen ihrem dramatischen Schicksal berühmt gewordenen "lost boys" auf dem mit rotem Wüstensand bedeckten Altein zeigen. All diese Bilder zeugen nicht nur von der tiefschwarzen, samtigen schimmernden Hautfarbe der Sudanesen und ihrer grossen Körperstatur sondern beeindruckten auch durch eine starke, innere Ausstrahlung von Würde, Intelligenz und ruhigem Selbstbewusstsein. Im Gegensatz zu den vielen andern, aus unterdessen über fünfzig Nationalitäten stammenden Gästen in der Mattastrasse sind die Besucher aus dem Südsudan sogar vielen Davosern aufgefallen, einerseits natürlich wegen ihrer Grösse und der nachtblauen Farbe ihrer Haut aber noch mehr wegen ihrem ruhigen, aufrechten Gang. So mag das Bild hier einige Davoser an solche überraschenden Begegnungen erinnern und vielleicht manche Leser gar dazu anregen, mehr über sie zu erfahren. Wer sind sie, wo leben sie, und auf welche Werte gründet sich ihr Selbstverständnis?



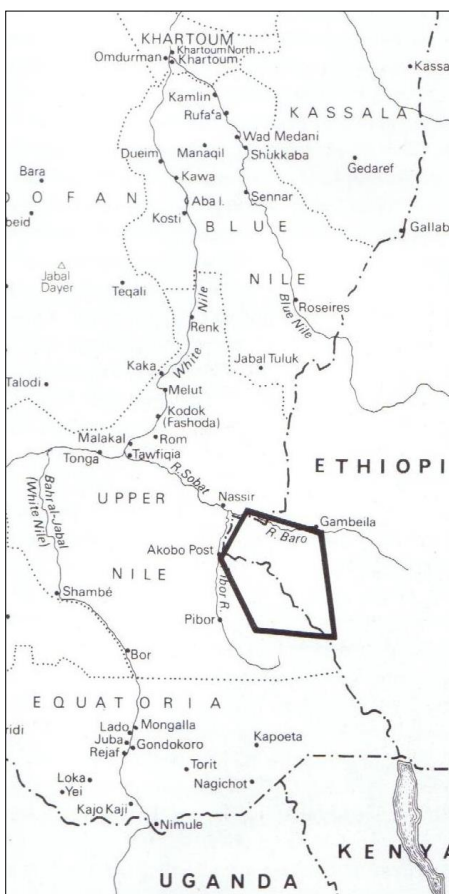
### **Ein fremdartiges Selbstverständnis**

Die Niloten haben meinen ganzen Lebenslauf bestimmt, denn ohne sie und ihren für Fremde anscheinend so unnahbaren Charakter wäre ich wohl auf dem Lehrstuhl irgendeiner Universität sitzen geblieben und nicht als Berater von Unesco, Unicef und über vierzig Hilfsorganisationen tätig geworden, hätte nicht die IKRK-Aktivitäten im Südsudan während des Krieges geleitet und wäre deshalb auch nicht zum Mythos eines Helden gewachsen; niemand hätte mich als Kommandant von internationalen Überwachungstruppen in die Nuba Berge geschickt, und die Schweizer Regierung hätte mich nicht zur Durchsetzung ihres weitsichtigen Friedensprogramms im Südsudan benötigt. Das Verhältnis zwischen den Niloten und Hilfsorganisationen war stets voller explosiver Spannungen: Ausländer können es eben nur schwer ertragen, dass Menschen, die splitternackt und besitzlos in einer unzugänglichen Wildnis leben, die weder lesen noch schreiben können und durch keine besondere Kunst zu beeindrucken vermögen, scheinbar unberührt und von oben herab auf die ganze westliche

und arabische Zivilisation herabschauen und sie als unwesentlich verwerfen. Wie sehr sich Fremde an ihre hergebrachten Werte klammern, an Wissen, Kunst und Phantasie, Kleider und Schmuck, Religion und Macht, Gewalt, Geist und Geld, - da stehen sie in ihrer Wildnis, oft auf nur einem Bein, schwarz, nackt, gross und stumm, schauen die Fremden an, schauen durch sie hindurch, als wären sie gar nicht da, als stünde jemand hinter ihnen, als wären sie durchsichtig; nicht einmal Fragen stellen sie, nicht einmal weg schauen sie, nicht einmal bewegen wollen sie sich, nicht einmal im Gehen... Bei den Niloten verstehen Fremde ihre Welt nicht mehr, stehen vor einem Rätsel: wer sind sie, diese "andern", stolzen, aggressiven und scheinbar so andersartigen Menschen?

## Das Paradies auf Erden

Der Charakter, das Benehmen und der Glauben der Niloten werden von der Natur bestimmt: In der Trockenzeit besteht diese aus endlosen Ebenen, glühender, zitternder Hitze und einem bleichen, leeren Himmel; man kann gehen so lange und so weit man will, man sucht vergebens nach Schatten und Wasser, bleibt immer am selben Ort, auf sich alleine gestellt in einer öden Welt ohne Horizont. In der Regenzeit aber wird der Mensch eingeschlossen von stehenden Gewässern und Mauern von Elefantengras, es gibt kein Entkommen und kein Erbarmen, Moskitos, Raubtiere und Krankheiten gesellen sich zu Hunger und Tod. Gewitter peitschen die Erde, jagen Menschen und Tiere in ihre Unterstände. Um unter solchen Umständen überleben zu können, muss der Mensch sich seine eigene Welt erschaffen, in der Wildnis ein Zentrum der Zivilisation gründen und dort unablässig seine menschlichen Werte verteidigen.



Das Land der Anyuk im Südsudan

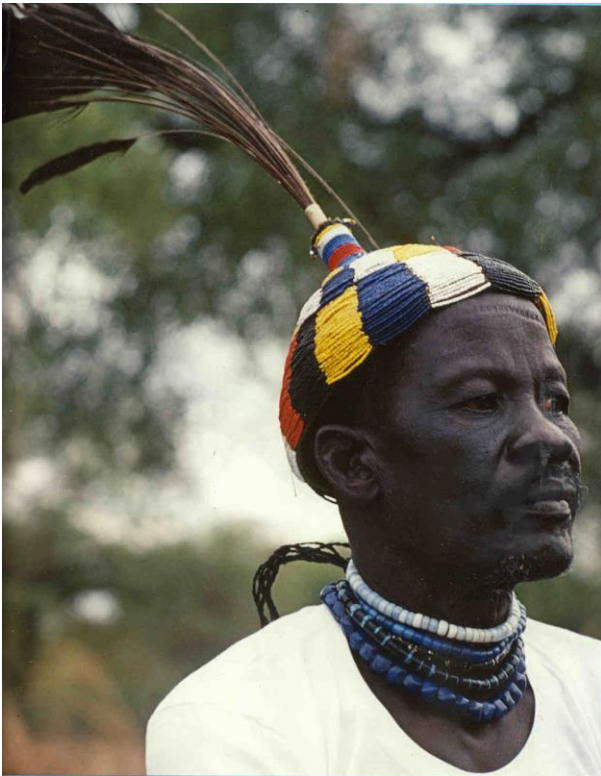
*"Man muss blind oder wahnsinnig sein, um Gott zu leugnen",* sagen die Leute, glauben allerdings auch, dass Gott allzu gross und fern ist, um sich um das Schicksal der Menschen zu kümmern. Die Verantwortung für die Schöpfung liegt allein bei den Menschen. Nicht Gottesvertrauen regiert ihre Welt sondern der Glauben an den Sinn des Lebens auf Erden. Es gibt keine Zeit und auch keinen Anlass, sich ein schöneres Leben nach dem Tod vorzustellen. Trotz aller Widerlichkeiten erscheint ihnen die Erde als Paradies, denn hier gibt es alles: Wasser, Tiere, eine fruchtbare Erde, Holz und Gras für eine Unterkunft, Schutz vor Unwettern, Schönheit und sinnliche Freuden. Die Erde ist beseelt, genau wie die Menschen: man muss mit beiden behutsam umgehen, sie respektieren und darauf achten, sie nie in ihrer Würde zu verletzen. Dieses Bewusstsein vom geistigen Wert allen Lebens regiert das Verhalten der Menschen. Überall hinterlässt ein Nilote Spuren des Bewusstseins seiner menschlichen Verantwortung: in der Qualität seiner Arbeit, der zarten Schönheit seiner Töpfe, in der präzisen Sprache, in der eleganten Form seiner Hütten, in seinen selbstbewussten, langsamen Bewegungen, sogar auf seinem wie ein Spiegel leuchtenden Körper. Alles geschieht in Harmonie, sei es im Umgang mit Gegenständen, der Natur, Tieren oder andern (geistigen und irdischen) Lebewesen; alles hat seinen praktischen Sinn, nichts ist künstlich. Der Mensch zwingt



sich den Dingen nicht auf, er durchdringt sie von innen, füllt sie mit seinem Bewusstsein, gibt ihnen ein Stück seiner Seele: so macht der Nilote seine Welt bewohnbar, so sichert er sich ein Weiterleben nach dem Tod. "Kunst" gibt es bei den Niloten nicht, aber ihr ganzes Verhalten erscheint wie ein harmonisches Gesamtkunstwerk: die Verwirklichung von visionärem, schöpferischen Bewusstsein im Alltäglichen und deshalb auch im Ewigen. Trotz des festen Glaubens an den Sinn der Schöpfung bleibt ein Nilote aber stets vorsichtig im Umgang mit den physischen oder geistigen Kräften, die sich in der Wildnis und im Wasser verbergen, mit Tieren, Fremden und unsichtbaren Lebewesen. Der Tod lauert überall, selbst im Paradies.

### **Mein Zugang zu den Fremden**

Auch mir war der Zugang zu den Niloten schwierig. Ich hatte den Nilotenstamm der Anyuak für meine Forschungen über mündliche Literatur vor allem wegen der Abgelegenheit ihres Landes gewählt, weil noch kein Fremder dort gelebt hatte - aber auch, weil sie von einem gottähnlichen, allmächtigen König regiert und selbst von andern Stämmen gefürchtet wurden. Ich wollte Erfahrungen sammeln und Einsichten gewinnen, aber Menschen "studieren" wollte ich nicht. Ich bin nicht von der Art von Menschen, welche sich andern anbiedern und sie ausfragen möchte. Ich wartete geduldig, bis die andern auf mich zukommen würden. Diese respektvolle Zurückhaltung gefiel den Leuten. Zwar musterten sie den Andersartigen zunächst argwöhnisch und misstrauisch: es war ihnen ein Rätsel, wie jemand ganz allein bis zu ihnen vordringen konnte und hier - ohne ersichtlichen Grund - leben wollte, ohne die Sprache zu verstehen und ohne gerüstet zu sein für die Gefahren der Wildnis. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie ihre Scheu ablegten und sich dem Fremden näherten; offenbar führte er nichts Böses im Schilde, war weder ein Raubtier noch ein furchterregender weisser Geist sondern ganz einfach nur ein gewöhnlicher Mensch. Medizinische Hilfe, die ich den verletzten oder kranken Leuten geben konnte, erleichterte die gegenseitige Vertrauensbildung.



### **Der König**

Sprache war die Voraussetzung für das Verständnis, aber der Zugang zu den Anyuak konnte nur über den König geschehen: würde er mich akzeptieren, würden auch seine Leute mir Vertrauen schenken. Der König war wie ein Gott, für gewöhnlich Sterbliche unnahbar, unberechenbar und gefährlich, mir gegenüber höchst misstrauisch. Mit viel Geduld, täglichen Besuchen am Hof und gemeinsamer Arbeit auf seinen Feldern gelang es mir schliesslich, seine Freundschaft zu gewinnen. Durch Teilnahme an den Sorgen und Freuden im Leben der Anyuak, an ihrem Kampf gegen Krankheit, Tod und die Gefahren der Wildnis wurde ich bald auch von seinem Volk akzeptiert, respektiert und schliesslich - auf ihre Weise - geliebt.

Agada Akway Cam, König der Anyuak

## Langsam in die Gesellschaft hineinwachsen

Es dauerte fast ein Jahr, bis ich mich heimisch fühlte. Stück um Stück musste ich mich in diesem neuen Leben zurechtfinden. Wie ein kleines Kind lernte ich zu fühlen, zu sehen, zu fragen; wie ein Kind begann ich zu lachen, zu schreien, erste Worte nachzusprechen und zu artikulieren, kam allmählich zu ersten Ausdrücken und Einsichten, fand erste eigene Worte und damit erste Freunde; manche waren falsch, andere aber gut und verlässlich, auch in der Not. Langsam und unbewusst wuchs ich in die Sprache hinein, verstrickte mich in ihr, erzählte in ihr Geschichten, träumte mit ihr. Endlich lernte ich auch, in dieser Sprache zu schweigen, sie im Mund zu halten, ganz still zu sein; das Bedürfnis, alles sofort verstehen zu wollen, verschwand. Aus dem Nichts gekommen, war ich so langsam in die Landschaft, die Gesellschaft und ihre Ausdrucksweise hineingewachsen. Aus dem Unterbewusstsein hatte ich schliesslich zu einer Art von Bewusstsein gefunden, bekam endlich ein Selbstbewusstsein - und einen einheimischen Namen. Bald einmal fing ich an, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, eine seltsame natürlich, aber immerhin: man liess mich mit andern Kindern spielen und schaute meinen unbeholfenen Auftritten amüsiert zu. Zuerst hatte ich den Verrückten zu spielen, dann den Clown, dann den Hofnarren, später den Medizinmann und schliesslich den intimen Vertrauten und besten Freund des Königs. Viel mehr als eine prominente Zuschauerrolle erhielt ich natürlich nicht, aber immerhin, ich war Teil des Lebens am Hof, im Dorf und in der Wildnis. Allmählich erweiterten sich meine Sinne; ich verlor das Gefühl des Fremd-seins. Meine ständigen Fragen nach Macht und Gewalt, Krieg und Geschichte, nach den Gesetzen der Gesellschaft und den Regeln der Liebe, nach Sexualität und Poesie, nach Tod, Glauben und Zauberei fanden sich im Laufe der Zeit zu Antworten und wurden zu physischen Selbstverständlichkeiten. Jede Frage wurde dabei allerdings auch zu einer Frage an mich selbst: gleichzeitig wie sich mein Bild von den Anyuak und ihrem Leben verfestigte wurde mein eigenes Selbstverständnis in Frage gestellt: das Rätsel waren bald nicht mehr "die andern"...



## Das Rätsel der eigenen Identität

Aber bin ich, wie die Südsudanesen behaupten, nun wirklich "einer von ihnen" geworden, wie sie unnahbar in meiner Einsamkeit, voll stoischer Ruhe und voller Stolz auf mein schieres Mensch-sein, genügsam und tapfer in der Not aber herausfordernd und mutig im Kampf ums Überleben? Ich meine, ich sei immer ich selbst geblieben, aber vielleicht täusche ich mich: zu oft haben Menschen mir segnend auf den Kopf gespuckt, als dass ich innerlich davon nicht berührt gewesen wäre, zu weit bin ich mit ihnen gegangen, durch unabsehbare Ebenen, durch Sümpfe und Dickichte, und zu lange habe ich mit ihnen Gefahren geteilt, gehungert, gelitten und mich manchmal des Lebens erfreut. *"Warum bist Du gekommen, wenn Du jetzt wieder gehst"*, fragte man mich beim Abschied. Eine bittere und doch zarte Liebeserklärung von Leuten, die keine Sentimentalitäten kennen. Selbst der König weinte beim Abschied, spuckte mir auf den Kopf. *"Vor Dir liegt die Wildnis"*, sagte er mit bebender Stimme, *"aber nichts kann dir geschehen..."* Sein Segen sollte mich ein Leben lang begleiten und vor grossem Unheil bewahren.

